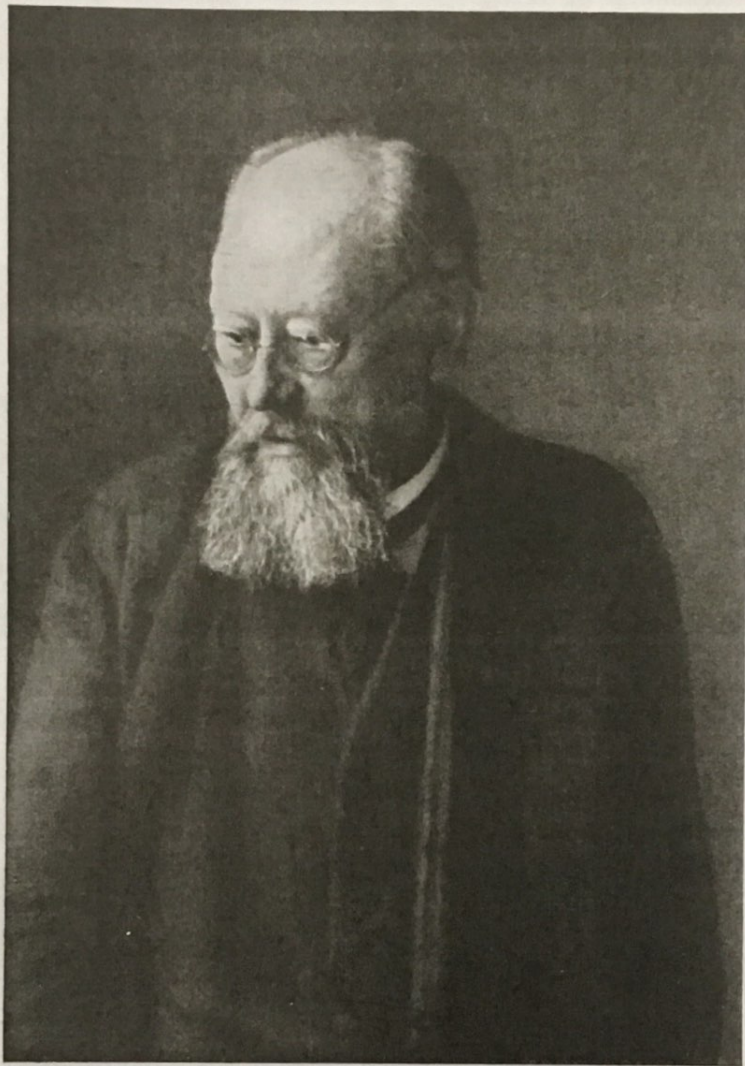


Zu: Lessing, F. W. K. Müller zum Gedächtnis



F. W. K. Müller †

F. W. K. Müller zum Gedächtnis.

Von

Ferdinand Lessing.

Mit 1 Tafel.

Es ist eine meine Kräfte weit übersteigende Aufgabe, eine Würdigung des Mannes zu geben, der am Karfreitag (18. April) dieses für die Orientalistische Wissenschaft so verlustreichen Jahres für immer seine Forscheraugen schloß. Ihm gerecht zu werden, hieße auf allen den vielen Gebieten, die er wie ein riesiges Schachbrett überschaute, zu Hause zu sein. Dieser Mann hat weit mehr Sprachen gekannt, wirklich gekannt, als der Schreiber dieser Zeilen sich auch nur zu buchstabieren unterfangen würde, und nicht nur die Sprachen, auch die wichtigsten ihrer Denkmäler zum großen Teil im Urtext lesen können. »Also ein Sprachgenie«, könnte sich der, der ihn nicht kannte, versucht fühlen zu sagen, mit jener Mischung von Anerkennung und Nachsicht, die man solch einem Sonderling entgegenzubringen geneigt ist. Aber das wäre weit gefehlt. Ein wirklich schaffendes Genie, und das war F. W. K. Müller wie wenig andere, trotzdem der Umfang seines Lebenswerkes geringer ist als das vieler anderer, ein wirklich schaffendes Genie hat natürlich mit der virtuoson Handhabung der Sprache, meist »Beherrschung« genannt, nichts zu tun. Das äußerlich Glänzende war nicht F. W. K. Müllers Fall, sondern das Gedankenbeschwerte, Ernste. Er war ein Mann, der nicht nur einen großen Horizont, sondern auch eine bedeutende Tiefe hatte, ein Philologe, wie er sein sollte, der die laut- und sprachgeschichtlichen und grammatischen Probleme ebenso sehr zu würdigen wußte wie die Belesenheit in den Texten, der bei seinen Studien nie die geschichtliche, religiöse, kulturhistorische Seite aus dem Auge verlor, der sogar bei aller Gründlichkeit als Forscher zugleich ein höchst anregender Lehrer war, der auch die pädagogische Seite seiner Aufgabe durchaus in ihrer Wichtigkeit erkannte.

»Wenn Sie es wirklich lesen«, so sagte er einmal im Frühjahr 1904 zu mir, »so sollen Sie auch einen Sonderabdruck haben«, mit diesen Worten schenkte er mir ein paar Seiten einer Vorlage, die er damals noch durch einen anderen vor der Preussischen Akademie der Wissenschaften hatte lesen lassen. Ein Jahr später, und der damals 42 jährige, nur den nahen Fachfreunden bekannte Gelehrte war selbst einer der Unsterblichen der Akademie geworden. Seiner Intelligenz, die sich auf einen schlechthin ungeheuren, wohlgeordneten und scharf durchdachten Wissensstoff stütze, war es gelungen, unter den Handschriftenresten, die die erste wissenschaftliche Turfanexpedition unter Grünwedel aus Mittelasien mitgebracht hatte, solche zu entdecken, die ihrer Sprache nach mittelpersisch, ihrem Inhalte

nach manichäisch waren. Damit rückten mit einem Mal jene unserm Blickfeld wie unserm Nachdenken gleich fernen Gegenden in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Welt- und Kirchengeschichte, Sprachen- und Volkskunde, ihnen allen wurde neuer Stoff zugeführt durch diese erst so unscheinbar sich gebende Entdeckung eines Gelehrten, der allerdings für den Kenner schon beachtenswerte Proben seines Könnens gegeben hatte. »Nichts, was ich gelernt habe in meinem Leben, hat sich als nutzlos erwiesen«, pflegte er zu sagen. Und er hatte viel gelernt. Als junger Theologe war er vom Studium des Hebräischen auf das der semitischen Sprachen überhaupt gekommen; überall mit gleicher Gewissenhaftigkeit sich einarbeitend, hatte er immer zuerst eine tüchtige grammatische Grundlage zu legen verstanden und war dann wohl ausgerüstet an die Texte herangetreten, deren Inhalt ihn ebenso stark anregte wie die durch sie gestellten wissenschaftlichen Probleme. »Ein Problem erkennen, das ist immerhin schon etwas«, sagte er, der es wie wenige verstand, Probleme zu lösen. So hatte er, auch als er seinen Lebensberuf schon erkannt hatte, fortgefahren, alle theologischen Vorlesungen zu Ende zu hören. Aber ihn zog es anderswo hin. Möglich, daß der erste Besuch, den er sozusagen noch an der Hand des Vaters einmal den völkerkundlichen Sammlungen in Berlin abstattete, den für immer entscheidenden Anstoß gegeben hat, jedenfalls sehen wir ihn mit 24 dort einziehen und sich in unerschütterlich zäher Arbeit den Problemen mit derselben Gründlichkeit widmen, die ihn bei seinem theologischen Studium, vielleicht unter dem Vorbild Paul de Lagardes, geführt hatte. Es war für eine Natur wie die F. W. K. Müllers ganz selbstverständlich, daß er, wenn er in der indischen Abteilung des Museums arbeitete, Sanskrit, aber nicht nur Sanskrit, sondern auch die wichtigsten der indischen »Tochtersprachen«, und zwar gründlich lernen mußte, daß er darüber hinaus aber auch den drawidischen Sprachen seine Aufmerksamkeit zu widmen habe. Lange Jahre blieb er dann dem Studium des Buddhismus treu, mit dem er sich weltanschauungsmäßig auseinander setzte, er, der bis zu einem gewissen Grade Anhänger des vielfach fälschlich als deutscher Inder oder gar Buddhist bezeichneten Schopenhauer war. Freilich nur bis zu einem gewissen Grade; denn dieser selbständige und scharfe Geist konnte sich keinem mit Haut und Haar verschreiben, mußte zu jedem, auch dem größten, frei Stellung nehmen. So blieb er denn auch nicht bei dem Buddhismus der Palischriften stehen, sondern die damals noch von vielen abgelehnte, weil unverstandene Entwicklung des Mahāyana zog ihn stark an, obwohl er ihre Schwächen gerade im Hinblick auf Pali-Strömungen in anderen Religionen klar erkannte. Was machte es schließlich einem Gedächtnis- und Verstandesriesen, der er war, sich zu seinen semitischen und archaischen Sprachen (iranisch-indisch) noch chinesisch, japanisch nebst ihren Verwandten anzueignen, auch koreanisch, malaiisch, batakisch und samoanisch mitzunehmen? Über manche dieser Sprachen oder doch über Gegenstände, die mit ihnen in Zusammenhang stehen, hat er Eigenes veröffentlicht, meist nicht sehr umfangreiche Arbeiten, die vielfach vorbildlich sind in ihrer sachlichen, klaren, bescheidenen Art. Aber das alles hätte seinen Namen nicht so weit über Deutsch-

lands Gelehrtenwelt hinausdringen lassen, auch seine Reise nach China nicht (1901), wenn nicht die Turfanexpeditionen (1902—1914) jenes Material ans Licht gefördert hätten, das in F. W. K. Müller seinen erfolgreichsten Bearbeiter finden sollte. Es war wie mit dem Künstler, der sein Thema gefunden hat. Alle die Strahlen, die Müller im Laufe seiner Studienzeit aus den verschiedensten Lichtquellen aufgesammelt hatte, ließ er nun in das Dunkel fallen, das diese Funde umhüllte. Er übersetzte und erklärte aus dem Mittelpersischen, dem Ostiranischen und aus dem Uigurischen oft mit Hilfe des Chinesischen, des Tibetischen und anderer Sprachen, manichäische, christliche und buddhistische Texte, meist das Richtige treffend, selten irrend, so daß selbst seine schärfsten Kritiker nicht oft etwas Stichhaltiges gegen ihn vorzubringen vermochten. Unter den mitgebrachten Texten in unbekanntem Sprachen gelang es ihm, einen als tocharisch festzustellen und damit einen weiteren Schlüssel zur Lösung der vielen neuen Rätsel, die uns die Funde der Expeditionen aufgaben, zu liefern. Sein Blick umfaßte wirklich Hohes und Niederes, Großes und Kleines mit gleicher Sorgfalt, doch ohne daß er sich in Unbedeutendes verlor. Ihm galt es nicht nur, sich ein gründliches Fachwissen anzueignen, sondern die wissenschaftliche Erkenntnis war ihm eine Waffe, mit der er um eine tiefere und bessere Welterkenntnis kämpfte. So lebte in ihm, dem Bescheidenen, vielleicht unbewußt, ein Stück jenes Goetheschen Geistes, den man mit Recht für das Kostbarste an Goethes Vermächtnis hält. Und auch das war Geist von Goethes Geist, dem er übrigens mit Bewunderung, aber nicht mit blinder Bewunderung gegenüberstand, daß er bei allem berechtigten Stolz auf eigene Leistungen bescheiden blieb, wenn er sie mit solchen verglich, die er höher stellte. »In dem Augenblicke, wenn man an dem Werke schaffend eine Idee in sich aufblitzen fühlt, dann kommt man sich wunder wie gehoben vor. Allein wenn das Ganze erst fertig vor einem liegt, so klein, so erbärmlich nackt und bloß, dann fühlt man sich als elenden Stümper.« Und auf den bewundernden Widerspruch der Schüler pflegte er dann zu antworten: »Nun ja, man hat ja eine anständige Literatur zusammengelesen, aber was ist das gegen einen originellen Gedanken. Damals, als wir 1887 oder 1888 unseren orientalistischen Verein gründeten, da hielt Jakob (Professor in Kiel) einen der ersten Vorträge: über die Handelswege der Araber zur Ostsee auf Grund der Münzfunde. Wir waren alle erstaunt über die Fülle origineller Gedanken, die sich hier aussprachen.« Er wußte nicht, welche Kraft er selbst ausstrahlte, daher stellte er sich selbst nicht neben Jakob. Berichterstatter, die ein Bild seines Antlitzes oder Lebens von ihm beehrten, pflegte er damit zu trösten, daß er meinte, ein Mann, der ein so eng umgrenztes Fach vertrete, wie er, habe keinen Anspruch auf Beachtung durch die Tagespresse. Die Einschätzung seines eigenen Wertes durch ihn mag übrigens dadurch beeinträchtigt worden sein, daß sein Beruf und seine Stellung ihm nicht die Muße gaben, größere zusammenfassende Werke über die Dinge, die er wie kein anderer kannte, zu schreiben. Die Museumstätigkeit begünstigte derartige Arbeiten nicht. »Wir sind hier Konversationslexikon für jedermann«, mit diesen Worten hat er oft den Museumsdienst

treffend umschrieben. F. W. K. Müller lebte ein ruhiges Gelehrten-dasein. Nicht daß er zu denen gehört hätte, die so in sich abgeschlossen sind, daß die Erschütterungen der Zeit spurlos an ihnen vorübergehen, so lange sie nicht aus der Stille ihres Studierzimmers aufgeschreckt werden; vielmehr nahm er innerlich an allem Menschlichen Anteil, aber in die Öffentlichkeit zu treten, sich in den Strudel der Tagesmeinungen zu stürzen, das war nichts für ihn. Zwar scheute er den Kampf nicht, wenn er sich persönlich oder sachlich angegriffen fühlte und sich im Recht glaubte, und dann schlug er eine gute Klinge. Aber nach seiner schweren Erkrankung 1913, die ihn an den Rand des Grabes brachte, scheint es, daß die Natur ihm Mäßigung auferlegte, um den gefährdeten Organismus nicht plötzlichen Gefahren auszusetzen, und diesem Umstande mag es zu danken sein, daß er, was damals nur wenige zu hoffen wagten, noch 17 Jahre der Welt und der Wissenschaft erhalten blieb.

Fragen wir uns zusammenfassend, was es war, das es ihm ermöglichte, solche Kenntnisse zu erwerben und solche Erfolge zu erzielen, so war es die einzigartige Verbindung der dazu notwendigen Charaktereigenschaften mit einem glücklichen Zusammentreffen äußerer Umstände. Schöpferische Phantasie entwarf den kühnen Plan zu diesem stolzen Bau seines Wissens, Verstand führte ihn aus, Kritik prüfte all das Material und das Gedächtnis meisterte die Stoffmassen. Die Probleme aber, die gerade sein Geist meistern konnte wie kein zweiter, die mußten eben zu der Zeit, da er auf der Höhe seiner Kraft stand, aus den Ruinenstätten Mittelasiens wiedererstehen.

Vielleicht liegt noch im Schreibtisch, was bei der übervorsichtigen Art F. W. K. Müllers langsam der Vollendung zureifen sollte. Die Muße des Alters würde, so hofften wir, noch mancherlei Ernte von den fleißig bebauten, reich gesegneten Feldern heimbringen. Ein Herzleiden, das sich nach seiner Pensionierung fühlbar gemacht hatte, schien sich gerade bessern zu wollen, da raffte ihn der Tod mitten in der Arbeit dahin.

Wer diesem Mann näher trat, der mußte den Eindruck von einem rechtlich denkenden, vornehmen Menschen gewinnen, der aber bei aller Teilnahme für den andern doch ein großes Abstandsbedürfnis hatte. Seine Schüler werden immer seine begeisterten Lobredner bleiben und die ihm nahe kommen durften, noch lange ihm nachtrauern.

(Lun-yü, XI, 9.) 非夫人之爲慟而誰爲.

$\frac{y}{g} : NF6$

OSTASIATISCHE ZEITSCHRIFT

IM AUFTRAGE
DER GESELLSCHAFT FÜR OSTASIATISCHE KUNST

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO KÜMMEL / WILLIAM COHN
FERDINAND LESSING

1930

NEUE FOLGE SECHSTER JAHRGANG
(DER GANZEN REIHE SECHZEHNTER JAHRGANG)

BERLIN UND LEIPZIG
VERLAG VON WALTER DE GRUYTER & CO.